

The background of the cover is a photograph of a man with a long, full white beard and hair, looking directly at the camera. He is wearing a light-colored, possibly yellow, t-shirt. Overlaid on the lower half of his face and chest is a detailed, realistic illustration of a wolf's face, which appears to be part of the man's features. The wolf has yellow eyes and a black nose. The overall color palette is dominated by the blue of the sky in the background and the yellow of the man's shirt.

Wolf
Dieter
Storl

WOLFS MEDIZIN

Eine Reise zu den
Pflanzenheilkundigen
in der Mongolei
und Sibirien

atVERLAG

opfern, backen die Katholiken einen Osterkuchen in Lammform.

Eine relativ kleine Gruppe neugieriger Zuschauer hatte sich auf dem Rasen eingefunden. Der berühmte Schamane hatte seinen Schamanenmantel angelegt, in dem seine Schutzgeister wohnten; in den Händen hielt er seine große runde Rahmentrommel und den dazugehörigen Schlägel. Neben ihm zur linken Seite stand seine Assistentin, Orgilmaa. Vor ihnen, auf dem Erdboden, befand sich der in Schafform gebackene, luftige, gelbe Kuchen.

Langsam, rhythmisch seinen Körper bewegend, fing der Schamane an zu trommeln und seine Zauberlieder zu singen. Die Zuschauer standen im Halbkreis um den Geisterbeschwörer herum. Neben mir war Hky Eichhorn, der Windhornbauer, der selbst so etwas wie ein indigener Schamane ist und es vermag, mit seinem »Windhorn« (Didgeridoo) die Naturgeister zu rufen und zu bewegen. Rechts neben mir stand der Rahmentrommelbauer Rolf Baumann aus der Schweiz. Da ihn das Schamanentum besonders interessierte, hatte er sich mit seinem alten Campingbus extra auf den Weg nach Garmisch gemacht. Wie immer hatte er seinen treuen Schäferhundmischling mit dabei. Der Hund, der eine freundliche Natur hatte, brauchte keine Leine, er folgte Rolf brav bei Fuß.

Während Baawae mit seinem Schamanisieren allmählich in Fahrt geriet, fiel mein Blick auf den Hund. Als Hundeliebhaber hat mich schon immer das Verhalten dieser Tiere interessiert. Ich merkte, wie er den Kuchen witterte und neugierig wurde. Er blickte zu seinem Herrn auf, als wolle er um Erlaubnis bitten, das Gebäck näher zu erkunden; dieser aber war ganz von dem Spektakel absorbiert. Langsam und ganz vorsichtig wagte sich der Hund in die Runde, um an dem Kuchen zu schnuppern. Orgilmaa bemerkte ihn, bückte sich freundlich zu ihm herunter und der Hund schaute zu ihr hinauf. In dem selben Augenblick wirbelte der Schamane herum und traf Orgilmaa mit seiner großen Rahmentrommel im Gesicht, sodass das Blut spritzte und sie zu Boden stürzte.

Eine Schockwelle ging durch die Zuschauer. Die Ethnologin war sich sofort sicher, der Hund hätte zugebissen. Sie verkündete das und alle schienen ihr zu glauben. Ich hatte aber genau gesehen, dass das nicht so war.

Sanitäter kamen herbeigeeilt. Auch zwei uniformierte Polizisten erschienen und schnauzten den armen Rolf im Kommandoton an: »Warum war der Hund nicht angeleint? Es besteht Leinenpflicht!«

»Und überhaupt, ist der Hund geimpft?«, fragten sie noch, als sie ihn, samt Hund, wie ein Verbrecherduo abführten. Kein guter Tag für die bundesdeutsch-schweizerischen Beziehungen!

Orgilmaa, deren Lippe geplatzt war und die einen lockeren Zahn hatte, wurde in der Notfallklinik ärztlich versorgt. Die Verletzung wurde vom Arzt genäht – also wie eine Platzwunde behandelt und nicht wie ein Hundebiss. Hundebisse werden wegen der Gefahr von Wundinfektion und Blutvergiftung grundsätzlich nicht genäht. Das ist, weil die Zähne

im Hundemaul mit allen möglichen gefährlichen Staphylokokken, Streptokokken, Pasteurellen und anderen Keimen besetzt sein können. Aus ärztlicher Sicht handelte es sich also um eine Platzwunde und keine Bisswunde. Trotzdem verlangte man von Rolf, dass er Behandlung und Schadensersatz zahlt. Die wilden Berggeister verlangten ein echtes Blutopfer. Sie hatten sich – so schien es mir – mit dem christlichen Osterlammkuchen nicht zufriedengegeben. Eigentlich, könnte man sagen, war die Beschwörung der wilden Berggeister erfolgreich gewesen.

Das Ereignis hatte sich auf der Konferenz schnell herumgesprochen. Ein nepalesischer Schamane verkündete großspurig: »Was da geschah, ist nicht nur eine Beleidigung des großen mongolischen Schamanen, es ist eine Beleidigung des Schamanismus überhaupt. Der Hund muss getötet werden, um das wiedergutzumachen!«

Einer der anwesenden Ethnologen, ein international bekannter Experte, dessen Namen ich hier nicht nennen will und der wahrscheinlich gerade eine lange Linie Kokain geschnupft hatte, stieg darauf ein. Mit gezücktem Kurzsword lief er durch die Hallen des Kurhauses, um das Todesurteil an dem Hund zu vollstrecken. Er sah auch mich und zischte, ehe er weiterraste: »Ich weiß, du weißt, wo er sich versteckt, aber du sagst es nicht!«

Er hatte recht, ich wusste, wo sich Rolf und sein treuer Gefährte aufhielten, ich hatte sie gerade in ihrem Camper auf dem Parkplatz besucht. Rolf hatte mir erzählt, dass er zwar gesehen hätte, wie sein Hund auf den Kuchen zuging, aber er hätte sich aus Respekt vor dem Schamanen gescheut, ihn zurückzurufen. Er wollte das Ritual nicht stören.

Auf dieser Reise in der Mongolei erzählte ich Orgilmaa die Geschichte, wie ich sie erlebt hatte. Sie war aber nach wie vor davon überzeugt, der Hund hätte sie gebissen.

»Das Letzte, was ich sah, ehe ich das Bewusstsein verlor, waren die gefletschten Zähne des Hundes!«

Das mag wohl sein, dachte ich. In dem Moment, als die Trommel auf sie krachte, bekam der an sich friedliche Hund einen plötzlichen Schreck, zog die Lippen hoch und zeigte die Zähne.

Jeder der Anwesenden schien etwas anderes gesehen zu haben. Es erinnerte mich an den japanischen Filmklassiker *Rashōmon* (»Lustwäldchen«) von Akira Kurosawa: Im finsternen Wald wird ein Samurai ermordet und seine Frau vergewaltigt. Jeder Zeuge – ein Mönch, ein Holzfäller, die Frau selbst sowie der tote Samurai, der seine Version durch einen Geisterbeschwörer vermittelt – berichtet eine andere, dennoch glaubwürdige Version des grausamen Zwischenfalls. Was war wirklich geschehen? Man kann es nicht sagen. Jedes Zeugnis ist stichhaltig. Das Problem der selektiven Wahrnehmung oder der kognitiven Verzerrung wird damit angesprochen und ist in den philosophischen Diskurs als Rashomon-Effekt eingegangen. Selbstverständlich spielt dieser Effekt auch in der

ethnologischen Feldforschung eine Rolle – und auch in diesem Bericht von einer magischen Reise. Obwohl wir zusammen gereist sind, hat jeder Teilnehmer eine andere Reise unternommen.

Indianerfilme und Pferdeherden

Nach kurzem Frühstück in einer Wohnung irgendwo in der nicht besonders einladenden Innenstadt von Ulan Bator machten wir uns mit drei robusten Allradfahrzeugen auf den Weg ins offene Gelände. Die Glasfassaden der neuen, von internationalen Konzernen hochgezogenen Hochhäuser, die grauen Plattenbauten aus sozialistischen Zeiten und schließlich die Bretterhütten und Jurten der ärmeren Stadtbewohner hinter uns lassend, fuhren wir über zerfurchte, staubige Pisten durch eine fast menschenleere, grenzenlose, von vielen verschiedenen Beifuß- und Gänsefußarten bewachsene Steppenlandschaft. Diese hügelige Steppe, überdeckt von einem unendlich weiten, tiefblauen Himmel, die Täler, in denen gelegentlich Schwarzpappeln wuchsen, und die sanften Berge, die an der feuchteren Nordseite mit Kiefern, Lärchen, Espen und Birken bewachsen waren, erinnerten stark an Wyoming und Montana. Auch im amerikanischen Westen erstreckt sich ein tiefblauer Himmel, der *Big Sky*, von Horizont zu Horizont. Nur hier, in der mongolischen Steppe, gab es keine Ranches, keine Getreidesilos, keine Zäune, keine asphaltierten Straßen. Auf den schier grenzenlosen, weiten Grasflächen weideten freilaufende Herden von Schafen, Ziegen, Yaks, Rindern und vor allem Pferde. Junge Reiter, die eins mit ihren wendigen Pferden zu sein schienen, hüteten zusammen mit großen Hunden die Tiere. Hier und da, völlig eingepasst in die Landschaft, sah man die Jurten (mongolisch *Ger*) der Nomaden.

Auch die Ziesel, die mit den Präriehunden verwandten Erdhörnchen, gaben den Eindruck, als wäre man in einem Spiegelbild der nordamerikanischen Prärie gelandet. Genau wie ihre Verwandten standen diese Nager, Männchen machend, auf ihren Bauten und hielten Ausschau nach Raubvögeln und Füchsen.

Ich malte mir aus, was für fantastische Western man hier drehen könnte. Nicht nur wegen der Ähnlichkeit der Waldsteppe mit der Landschaft im nördlichen Montana, sondern auch wegen der Ähnlichkeit des hiesigen Menschentypus: Die glatten schwarzen Haare, die hohen Wangenknochen, der gelbbraunliche Teint der Haut und auch die Lidfalte der Augen glich oft denen der amerikanischen Ureinwohner. Und dann, wie sie reiten konnten! Dieses Steppenvolk war genauso zu Hause auf dem Rücken eines Pferdes wie die Prärieindianer.



Pferde sind allgegenwärtig in der Nordmongolei. Hier ein Hirte mit seinen freilaufenden Pferden. Unten ein Ziesel, ein mit den Präriehunden verwandtes Erdhörnchen.

Erst als ich wieder zu Hause war, erfuhr ich, dass tatsächlich sogenannte Indianerfilme

in der Mongolei gedreht wurden, und zwar als Koproduktionen der DDR und der Mongolischen Volksrepublik. Es sind Filme, in denen die Indianer die Guten sind und die US-Kavallerie die Bösen. Heldenhaft wehren die Ureinwohner sich gegen Kolonialismus und Unterjochung. Der DEFA-Film *Der Scout* (1983) zum Beispiel erzählt vom Zurückholen einer vierhundertköpfigen Pferdeherde, welche die US-Kavallerie den Nez-Percé-Indianern gestohlen hatte. Der mutige Häuptling Weiße Feder, gespielt von Gojko Mitić – die »Chef-Rothaut der DEFA« –, befreit die Pferde. Gojko, der auch Winnetou-Darsteller bei den Karl-May-Festspielen und Idol der DDR-Jugend war, brauchte viel Schminke und eine schwarze Perücke, um als Indianer glaubhaft zu sein. Die mongolische Schauspielerin Nasagdordschiin Battseseg, die in dem Film als Indianer-Squaw auftrat, dagegen nicht, und auch nicht die mongolischen Reiter, die mit ihren langen schwarzen Haaren aussehen wie echte Indianer.

Kaum jemand liebt Pferde so sehr wie die Mongolen. Auf dem Rücken der kleinen, zähen, wendigen Rosse eroberten die mongolischen Reiter unter der Führung Dschingis Khans im 13. Jahrhundert ein Riesenreich, das sich von China über Afghanistan und Persien bis nach Russland und Osteuropa erstreckte. Ein Bericht erzählt, dass die Krieger Dschingis Khans auf ihren Feldzügen neben ihrem Reitpferd jeweils noch drei oder vier Pferde zum Wechseln oder auch als lebenden Proviant mitnahmen. Die mongolischen Krieger vermochten es, im Sattel zu schlafen. Bis zu hundertzwanzig Kilometer konnten sie am Tag auf dem Pferderücken zurücklegen.

Dschingis Khan ließ es nicht ungestraft, dass der Herrscher des großen Choresmien-Reichs⁶ Ala ad-Din Mohammed II. – der »Schatten Allahs«, der »zweite Alexander« – mongolische Gesandte und Botschafter heimtückisch ermorden ließ. Nichts hasste der Khan mehr als Wortbruch. Der Mensch galt ihm so gut wie sein Wort, und diesen Frevel würde er rächen. Im Herbst 1218 zogen seine Reiter durch staubtrockene Wüsten und, mitten im eiskalten Winter, über praktisch unübersteigbare Gebirge. Mannshoher Schnee und eine Kälte, in der die Adern der Pferde zu platzen und die Hufe abzufrieren drohten, hielten sie nicht auf. Sie kämpften sich zwischen den hohen Bergen durch ungeheure Schneestürme und über vereiste Pässe hindurch. Alle überflüssigen Lasten warfen sie ab. Die Beine ihrer Pferde umwickelten sie mit Yakhäuten, sich selbst mummten die Krieger in Doppelpelze ein. Um sich zu erwärmen, öffneten sie den Pferden die Adern, tranken das heiße Blut und schlossen sie wieder.

Erschöpft und ausgehungert, aber für seine Feinde völlig unerwartet, stieß das Reiterheer in die blühenden Täler des Großreichs hinab. Mohammed II., der über ein zahlenmäßig weit überlegenes Heer verfügte, schickte Spione, um erst einmal den Feind auszukundschaften. Der Bericht gab nichts Erfreuliches her: »Die barbarischen Reiter sind tapfer wie Löwen, keine Mühseligkeit und keine Beschwerden des Krieges können ihnen